

KATIE MAY



*Der Club der
Schwimmerinnen*

ROMAN



HarperCollins

An der Haltestelle ließ sie die Reisetasche zu Boden fallen und setzte sich auf die schmale überdachte Bank. Es hatte keinen Sinn, auf den Fahrplan zu schauen, denn in dieser Gegend führten die Busse ein Eigenleben. Deb dachte an die Zeit, als sie drei Kinder auf Busfahrten begleitet – Derek brauchte ständig den Wagen – und aufgepasst hatte, dass keins auf die Fahrbahn rannte, den Halteknopf vor der falschen Haltestelle drückte oder die Füße in die Rückenlehne des Vordermanns stemmte. Wenn man Kinder hatte, war man nie allein, befand sich aber nicht unbedingt in bester Gesellschaft. Ständig wurde man beobachtet und für ungenügend befunden. Manchmal hatte jemand Hilfe mit dem Kinderwagen angeboten oder mit den Kindern geplaudert und Deb damit eine kurze Verschnaufpause verschafft, bevor sie die nächste Krise bewältigen musste. Aber solche Momente waren selten gewesen. Heute war sie immer als Erste zur Stelle, wenn es darum ging, Frauen mit Kinderwagen beim Ein- und Aussteigen an Bushaltestellen zu helfen, aber oft brachte ihr das nur misstrauische Blicke ein, als wäre sie genau die Sorte Frau, die einen Kinderwagen der Marke Maclaren klauen wollte.

Jetzt sah sie den Bus um die Ecke biegen und streckte die Hand aus. Der Bus hielt, und die Türen öffneten sich zischend. Deb dachte, sie könne die Reisetasche die Stufen hinaufziehen, stellte aber schnell fest, dass sie sie doch anheben musste. Wieder hievte sie sie über die Schulter und dann schwankend auf die Gepäckablage.

»Transportieren Sie Backsteine?«, fragte der Fahrer, als sie einen Fahrschein löste.

»Bald reicht es für meine Gartenmauer«, sagte Deb. Sie brachte Menschen gern zum Lachen. Der Platz neben der Gepäckablage war besetzt, also setzte sie sich auf einen der erhöhten Plätze weiter hinten im Bus, neben eine Frau mit Gehstock und einem winzigen Hund im Schoß.

»Du hast den besten Platz im ganzen Bus«, sagte Deb und kraulte den Kopf des Hundes. »Einen absoluten Luxusplatz.«

»Er bekommt immer nur das Beste«, erwiderte die Frau. »Jeden Morgen koche ich ihm Hühnchen.«

»Hühnchen«, wiederholte Deb und tätschelte das leicht feuchte Kinn. »Was für ein verwöhntes Hündchen!«

»Haben Sie Haustiere?«, fragte die Frau.

»Leider nicht«, sagte Deb. »Früher hatte ich einen schwarzen Labrador, aber ich musste ihn zurücklassen, als ich umzog.«

»Oh«, antwortete die Frau. »Tja, dann.«

Was sollte man dazu auch sonst sagen? Deb vermisste den alten Nemo, dessen Name verriet, dass dreizehnjährige Jungen nicht zwischen einem Fisch und einem Hund unterscheiden konnten. Aber ihr neuer Vermieter duldet keine Tiere, und Deb war nicht in der Position, dagegen aufzubegehren. Was hätte Nemo auch in ihren gefühlten zwei Quadratmetern anfangen sollen? Er hätte alles zerfetzt, wann immer Deb aus dem Haus war. Wahrscheinlich tat er das jetzt auch in ihrem alten – also Dereks – Haus, aber das war immerhin eine amüsante Vorstellung.

»C'est la vie«, sagte Deb.

»C'est la vie«, stimmte die Frau zu. Deb streichelte den Hund noch einmal, aber jetzt hatte es etwas Finales und diente nicht mehr der Gesprächseröffnung. Sie dachte an Nemo und wie er auf ihren Füßen saß, wenn sie sich samstagabends *Strictly Come Dancing* ansah.

Wie von fern hörte sie jemanden sagen: »Entschuldigen Sie, bitte«, und fühlte sich nicht angesprochen. Aber beim zweiten »Entschuldigen Sie, bitte« schaute sie auf.

Es war der Mann neben der Gepäckablage. »Tut mir leid«, sagte er. »Aber in Ihrer Tasche summt es.«

»Oh«, sagte Deb. *Oh Gott!* Taumelnd kämpfte sie sich durch den Mittelgang nach vorne. Sie wusste genau, was da summt: Big Boy mit dem inzwischen ziemlich lockeren Schalter. Er war immer das Erste, wonach die Partygäste griffen. Knallgrün und fest wie eine Zucchini, war er einfach nicht dafür gemacht, stundenlang ein- und ausgeschaltet zu werden, wenn er bei Junggesellenpartys oder feuchtfröhlichen Betriebsfeiern herumgereicht wurde, während die Frauen schlüpfrige Witze rissen oder ihn so verzückt bestaunten wie Babys ein Mobile.

»Das muss wohl mein Handy sein«, sagte Deb zu dem Mann, als sie die Gepäckablage erreichte. Sie zog den Reißverschluss gerade weit genug auf, um die Hand in die Tasche stecken und in dem Durcheinander von Plastik und Silikon herumfischen zu können, bis sie Big Boy ertastete, der voller Stolz ganz unten in der Tasche sein Unwesen trieb. »Es reicht, Kumpel«, flüsterte sie tonlos, als sie den Schalter fand. Sie drückte ihn nach rechts, aber nichts geschah. Ein. Aus. Ein. Aus. Das Geräusch hörte nicht auf. So schnell gab sich Big Boy nicht geschlagen.

Manchmal konnte man ihn bändigen, wenn man ihn schüttelte und damit seine Elektrokabel in die richtige Position brachte. Deb tauchte den Arm tiefer in die Tasche, bis zur Achsel, um Big Boy besser zu fassen zu bekommen, und genau in diesem Moment rief der Fahrer: »Würden Sie bitte sitzen bleiben, solange der Bus in Bewegung ist?«

Deb drehte sich zu ihm um und wollte zurückrufen, dass sie sich beeilte und wahrscheinlich schneller fertig würde, wenn er aufhörte, sie anzuschreien, aber bei ihrer Drehung drückte sie mit dem Ellenbogen den Reißverschluss unbeabsichtigt so weit auf, dass sich die Tasche komplett öffnete. In diesem Moment schwenkte der Bus in die Haltebucht der Harbour Street ein. Die Türen öffneten sich, und Deb konnte nur entsetzt zuschauen, wie ihr das ganze halbseidene Sortiment vor die Füße kullerte: natürlich geformte, fleischfarbene Dildos, der teure lila Eindringling aus Silikon, das bizarre Gerät in Korkenzieherform, die pelzigen Handschellen, Augenbinden mit Leopardmuster, ein Wirrwarr aus filigranen Strumpfhaltern und BHs mit Nippellöchern. Genug Gleitmittel, um einen gestrandeten Wal zurück ins Meer flutschen zu lassen. Eine lederne Reitgerte, die Spuren von zahllosen Vorführungen aufwies. Ganz zu schweigen vom knallgrünen Big Boy, den Deb immer noch in der Hand hielt und der inzwischen ratterte wie ein überhitzter Rasenmäher an einem Hochsommertag.

6

Erst nach dem dritten Wodka Tonic konnte Deb an diese Szene mit einer Spur von Humor zurückdenken. Sie hatte sich in den erstbesten Pub geflüchtet. Drinnen war es heiß und dunkel, und durch die Wirtsstube schwirrte gut gelaunte Konversation. Es war genau, was Deb brauchte. Bei so vielen Gästen würde es nicht auffallen, dass sie sich einsam und allein betrank. Sie war froh, dass sie – nachdem sie das bunte Durcheinander der Sexspielzeuge vom Fußboden des Busses eingesammelt hatte – geistesgegenwärtig genug gewesen war, ihre Visitenkarten unter den wenigen Passagieren zu verteilen. Es war nun einmal passiert. Wenn dir das Leben Zitronen gibt, mach Limonade daraus. Oder – wie in diesem Fall – schneide die verdammten Dinger in Scheiben und wirf sie in deinen Wodka Tonic.

Doch trotz des Schwipses, den Deb sich an ihrem gemütlichen Ecktisch antrank, war es nicht leicht, die Erinnerung daran auszulöschen, wie sie auf allen vieren ihre Verkaufsgüter vom Boden aufhob, während neue Fahrgäste beim Einsteigen darüber stolperten. Wie viel Optimismus konnte eine einzige Frau aufbringen? Die Aussicht, in ihr möbliertes Zimmer zurückzukehren, war für Deb an diesem Abend besonders deprimierend. Lieber noch einen Drink. Mit dem Fuß schob sie die Reisetasche weiter unter den Tisch und ging an die Theke.

»Noch mal das Gleiche?«, fragte der Barman. Deb glaubte, sich dunkel zu erinnern, dass er mit Rob zusammen zur Schule gegangen war.

»Einen Doppelten«, antwortete sie. »Und eine Tüte Erdnüsse.«

»In Erdnüssen stecken jede Menge Kalorien«, sagte jemand hinter ihr. »Du solltest auf deine Figur achten.«

Automatisch biss Deb die Zähne zusammen. Sie brauchte sich nicht umzudrehen. »Ich dachte, donnerstags gehst du ins Ship. Sonst wäre ich nicht hergekommen.«

»Ach, Babe«, sagte Derek. »Das sollte bloß ein Witz sein. Ich dachte, es würde ... na, du weißt schon ... das Eis brechen.«

»Du dachtest, der beste Eisbrecher wäre, mir zu sagen, dass ich fett werde?«

»Das habe ich nie gesagt!« Derek tat so, als müsste er schluchzen. »Darling. Ich vermisse dich so sehr. Komm zurück!«

Inzwischen schauten alle zu ihnen herüber. Wie in einem Western, wenn es im Saloon ganz still wird, nur dass sich hier alle amüsierten, statt eine Schlägerei zu fürchten.

»Verpiss dich, Derek!«, sagte Deb und bereute es sofort. Die männlichen Gäste dieses Pubs kannten Derek. Sie hielten ihn zwar für einen Idioten, aber er war *ihr* Idiot.

Man hörte, wie alle den Atem anhielten, und einer von ihnen sagte sogar: »Oha!« Deb

schaute sich nach dem Mann um, aber plötzlich saßen alle mit gesenkten Köpfen da und grinnten in ihre Gläser.

»Ich spiel euer Spielchen nicht mit«, sagte Deb, hob ihren frischen Drink und stürzte ihn in drei Schlucken hinunter. Die Erdnüsse steckte sie sich in die Hosentasche und ging zu ihrem Tisch zurück, um ihre Tasche zu holen und zu verschwinden. Doch die Tasche war fort. Unter dem Tisch nur gähnende Leere.

Deb wandte sich an zwei Männer am Nebentisch. »Wo ist meine Tasche?«, fragte sie, und ohne eine Antwort abzuwarten, schrie sie mit Blick auf Derek: »Was hast du damit angestellt?« Als Derek nicht gleich antwortete, schrie sie noch lauter: »ICH HABE DICH GEFRAGT, WAS DU, VERDAMMT NOCH MAL, MIT DER VERDAMMTEN TASCHE ANGESTELLT HAST!«

Wieder wurde es ganz still, abgesehen von einem einsamen Anfeuerungsruf, der aber schnell verhallte. Deb stand da, zitterte vor Wut und hörte das Blut in ihren Ohren rauschen.

Ein Mann vom Nebentisch stand auf. »Da waren so 'n paar Jungs«, sagte er. »Haben Dart gespielt. Ich glaube, sie haben sie mitgenommen.«

»Was?«, rief Deb.

»Tut mir leid. Ich wusste ja nicht, dass es deine war.«

Deb schaute zwischen dem Mann und Derek hin und her. »Was soll das heißen?«

Dann stürzte sie aus dem Pub, knallte die Tür hinter sich zu und rannte Richtung Meer.

Dreiundzwanzig Minuten nach Mitternacht. Der West Beach lag verlassen da, und die Wellen rollten bis an den oberen Teil des Strands. Hatte Deb gewusst, dass Flut war? Sie war sich dessen nicht bewusst, und trotzdem war sie jetzt hier, genau zur richtigen Zeit.

Sie war zu betrunken und zu müde, um schwimmen zu gehen. Also zog sie nur ihre Sandalen aus, krepelte die Jeans hoch und watete durchs Wasser. Sie weinte. Das Meer war glatt wie Seide. Deb zog die Nase hoch und wischte die verlaufene Mascara unter den Augen weg. Die Macht der Gewohnheit, denn es war ja keiner da, der sie sehen konnte.

Doch dann merkte sie, dass noch jemand ins Wasser watete. Derek? Nein. Es war eine Frau. Den Saum ihres Rocks hatte sie in ihre Unterhose gesteckt, sodass sich der Stoff voluminös aufblähte.

»Guten Abend«, sagte sie.

Deb kniff die Augen zusammen, um in der Dunkelheit besser sehen zu können. Es war die Frau, die sie schon öfter am Strand gesehen hatte, jetzt allerdings ohne Sonnenhut und Notizblock, aber ihr drahtiger Körper ließ keinen Zweifel an ihrer Identität aufkommen.

»Guten Abend«, erwiderte Deb, hob einen Fuß an, trat leicht ins Wasser und beobachtete, wie sich im Mondschein kleine konzentrische Wellen bildeten.

»Was wären wir bloß ohne das Meer?«, sagte die Frau.

Deb schnaubte und lächelte, ein wenig zumindest.

Dann watete ein drittes Paar Füße ins Wasser, und Maisies Stimme ertönte: »Kann man nicht einmal in Ruhe schwimmen gehen, wenn man schon nicht schlafen kann?«

Deb schwamm nur so weit hinaus, dass sie mit den Füßen noch den Meeresboden berühren konnte, dann watete sie ans Ufer zurück. Sie raffte ihr Strandtuch, warf es sich wie ein Top mit Nackenträger über und hievte sich auf eine Bühne. Dort ließ sie sich nieder und steckte sich eine Zigarette an. Der aufsteigende Qualm umhüllte sie und zog Richtung Strand.

Maisie war natürlich noch im Wasser. Wenige Meter vom Ufer entfernt wippte ihre neon-orangefarbene Badekappe auf und ab, und neben ihr schwamm Ann, die sich gestern Nacht vorgestellt und gesagt hatte, wie sehr sie Deb und Maisie um ihre Schwimmerei beneidete und wie gern sie es ihnen gleichtun würde.

»Schmeiß dich in dein Badezeug und spring rein«, hatte Deb geantwortet. »Es ist keine Raketenwissenschaft.«

»Nein«, sagte Ann. »Das wohl nicht. Es ist nur ... Auch wenn das jetzt blöd klingt, aber ich war schon ewig nicht mehr im Wasser.«

»Schwimmen verlernt man nicht«, meinte Deb. »Außerdem ist es noch dasselbe Meer.«

»Wahrscheinlich dreckiger«, sagte Ann.

»Wahrscheinlich«, stimmte Deb zu. »Versuche einfach, nicht zu viel davon zu schlucken.«

»Aber ich weiß auch gar nicht, wie ich es anstellen soll«, zweifelte Ann. »Wo ziehe ich mich um? Was brauche ich alles? Wie kann ich dafür sorgen, dass meine Sachen nicht geklaut werden, während ich im Wasser bin? Ich meine, man lässt doch seine Handtasche nicht einfach am Strand liegen!«

»Dann lass deine Handtasche zu Hause«, sagte Deb. »Und dein Handy. Du brauchst nur ein Handtuch und ein bisschen Kleingeld für die Tasse Tee danach, falls du darauf Wert legst. Was jedoch unsere Maisie betrifft, die bringt immer viel mehr mit.«

»Hier sind die Sachen sicher«, sagte Maisie und ignorierte den Seitenhieb. »Ich lasse meine immer am Strand liegen, und wenn ich zurückkomme, sind sie alle noch da.«

»Trotzdem«, sagte Ann. »Sorgen macht mir das schon.«

»Dann solltest du lieber nicht schwimmen gehen«, sagte Deb, die Bedenkenträger nicht abkonnte und sich ziemlich sicher war, dass Ann weiterhin ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen würde, wenn man das Wenn und Aber nicht unterband. »Du könntest es nicht genießen.«

»Komm doch morgen mit uns«, schlug Maisie so freundlich vor, dass Deb sich für ihre eigene Schroffheit gerügt fühlte. »Wir zeigen dir, wie es geht.«

»Seid ihr so eine Art Verein?«, fragte Ann. »Treffet ihr euch zu festen Zeiten?«

»Wir sind kein Verein«, erwiderte Maisie. »Deb und ich gehen einfach nur jeden Tag